

Kriegsbuchautor und Liederdichter: Vor 100 Jahren wurde Georg von der Vring geboren

Ein Leben, das keinem gehörte

Von
Heinz Piontek

Am selben Tag, an dem Theodor Fontane in Berlin seinen siebzigsten Geburtstag feierte, wurde in Brake/Unterweser Georg von der Vring geboren. Es war der 30. Dezember 1889. Also genau vor hundert Jahren. Seine Vorfahren? Hauptsächlich Seeleute, Schiffsbauer und Handwerker; auch der Vater war Seemann. („Wo ich hergekommen bin, / Hat niemand Gedichte gemacht. / Sie haben abends bei Licht gelesen, / Und dann: Gute Nacht.“) Georg von der Vring, der gern zeichnete und malte, schlug die Laufbahn eines Zeichenlehrers ein. Kaum hatte er das Examen an der Berliner Kunstschule hinter sich und eine Anstellung gefunden, holte man ihn 1915 in den Krieg. Als der sich dem Ende zuneigte, geriet der Kompanieführer von der Vring schwer verwundet in amerikanische Gefangenschaft (Südfrankreich). Viele seiner Freunde waren gefallen. Ganz konnte er das nie verwidnen. In seinen frühen, schon sehr ausdrucksstarken Gedichten, aber manchmal auch in seinen späten, klagte er um die toten Freunde und führte zugleich Klage über ihr gewaltsames Sterben. Sein wahrscheinlich am häufigsten gedrucktes Gedicht, „Im Laubgang“, beginnt so:

*Am liebsten hab ich gelebt
Im Schleier verregneter Gärten.
Hier fanden mich gute Gefährten.
Wir haben nach Hohem gestrebt.
Sie fielen, so blieb ich allein
Und lebte, da niemand mich störte,
Ein Leben, das keinem gehörte,
Und also war es nicht mein . . .*

In den folgenden zehn Jahren, während Georg von der Vring an einem Gymnasium in Jever (Oldenburg) Zeichenunterricht gab, malte er nicht nur in seiner Freizeit, er schrieb auch seinen ersten Roman und brachte ihn 1927 heraus: „Soldat Suhren“ – noch heute einer der bedeutendsten deutschen Kriegsbeziehungsweise Antikriegsromane. Achtzehn Verlage hatten das Manuskript abgelehnt. Beim neunzehnten wurde der Roman dann ein solcher Erfolg, daß sein Autor es sich leisten konnte, den Lehrerberuf für immer an den Nagel zu hängen und sich fortan ganz der Schriftstellerei

und gelegentlichem Malen zu widmen.

Vrings erste Frau, von der er zwei Söhne hatte, stammte aus Bayern und starb sehr früh (1927). Mit seiner zweiten lebte er einige Jahre im Tessin („Golino“), in Wien, die meiste Zeit jedoch in Stuttgart, in der damals hochmodernen Weißenhofsiedlung. Aus dieser Ehe gingen gleichfalls zwei Söhne hervor. Der Dichter von der Vring hatte in Stuttgart sicherlich seine produktivste Phase. Er war ein angesehener, ja von einigen Kritikern hochgeschätzter Lyriker geworden, hatte zudem glänzende Übersetzungen von Paul Verlaine, Francis Jammes und Guy de Maupassant geliefert, seinen Lebensunterhalt jedoch verdiente er hauptsächlich mit historischen Romanen (zum Schluß waren es annähernd zwanzig). Vring schrieb sie mit der linken Hand, sozusagen, doch dabei so gut und spannend, daß einige zunächst als Fortsetzungsromane in der damals größten Illustrierten, der „Berliner“, vorabgedruckt wurden. Der Roman „Schwarzer Jäger Johanna“ brachte es sogar zum Ufa-Film und lief 1934 in fast allen deutschen Kinos.

In den Augen der Nazis war Vring ein harmloser Naturlyriker und Schreiber von historischen Wälzern, man verlangte nicht einmal, daß er in die NSDAP eintrat. (Sein Confrère Wilhelm Lehmann, noch im Lehrberuf, mußte es.) Im totalen Krieg und nach dem totalen Zusammenbruch, als alles in Scherben fiel, ging auch die Stuttgarter Ehe in die Brüche. Vring heiratete noch einmal und zog mit seiner dritten Frau Wilma, einer Schwäbin, und deren Tochter Anfang der fünfziger Jahre nach München, wo man ihn kurz zuvor als Mitglied in die Bayerische Akademie der Schönen Künste gewählt hatte. Auch in München war er zunächst noch sehr produktiv, schrieb an jedem Tag ein Gedicht. Eine Weile genoß er seinen Ruhm, der ihm Literaturpreise und Ehrungen einbrachte, daneben ausgezeichnete Rezensionen für seine Jahr um Jahr erscheinenden Lyrik- und Prosabücher.

Ich lernte diesen Dichter 1961 kennen, auf einer unserer Akademiesitzungen. Er stand in seinem 72. Lebensjahr, ich war genau halb so alt wie er. Beide waren wir leidenschaftliche Pfeifenraucher. Und als ich Vring bewies, daß ich viele seiner Gedichte auswendig hersagen konnte, ergab sich zwischen uns bald ein freundschaftlicher Umgang, in den wir auch

unsere Frauen mit einbezogen. Besonders häufig sahen wir uns, als man die Filmaufnahmen zu meinem Fernsehfilm „Die Lieder des Georg von der Vring“ machte.

Als alter Dichter war er von fast zierlicher Gestalt, er trug sein volles weißes Haar lang, und seine Augen hinter der Brille blickten zuweilen wie von Schwerkraft und Trauer wund. Er hörte schon schlecht. („Die letzten tauben Jahre, / Die nimmt dir niemand ab . . .“) Waren es nur Altersdepressionen? Darüber sprach er nie zu uns. Zwischen 1961 und 1967 erschienen noch drei gutbestückte Gedichtbände von ihm, ferner ein Auswahlband (die 60 „besten“ Gedichte) und ein Band „Angelsächsische Lyrik aus sechs Jahrhunderten“. Seine Bücher wurden zeitweilig gut besprochen, die letzten freilich immer seltener. Es wurde stiller um ihn. Aber ist das nicht das Los vieler alter Künstler?

Und sonst? Seine Gesundheit war in relativ gutem Zustand, er verdiente mehr als ausreichend, wohnte bequem, er ging viel im nahegelegenen Nymphenburger Schloßpark spazieren, er machte Ferien, machte Reisen, fuhr als Ehrengast der Villa Massimo nach Rom. Seine Frau liebte er mit fast jugendlichem Feuer, und sie erwiderte seine Liebe, begleitete ihn, wann und wohin er wollte.

Mir sagte er hin und wieder, daß die Leichtigkeit seiner Gedichte meist in schweren Arbeitsprozessen zustande käme, und er schenkte mir zum Beweis fünf Fassungen des Gedichts „Parkgitter“ („Wo braune Terrakotten . . .“) Nicht im Traum dachte ich daran, daß ich bald an seinem offenen Grab stehen und im Namen zweier Akademien eine kurze Totenrede sprechen würde.

Im Frühjahr 1968, nach längerer Suchaktion, bargen Pioniere der Bundeswehr den toten Dichter aus der Isar. Mit 78 Jahren hatte er den Freitod gewählt. Er war Ehrenbürger von Brake und wurde in seinen Geburtsort überführt; die Stadt hatte ihm noch zu Lebzeiten ein besonders schön gelegenes Grab, dicht am Weserdeich, geschenkt.

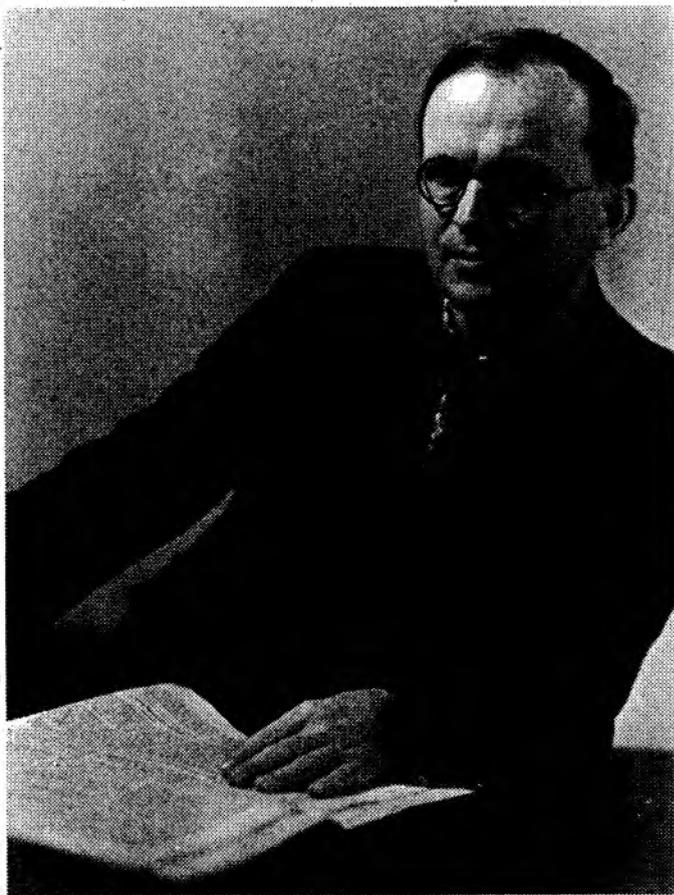
In den zwei Jahrzehnten nach dem Tod des Dichters hat man zwar den „Soldat Suhren“ und den poetischen Krimi „Spur im Hafen“ neu aufgelegt (Schneekluth Verlag), doch das lyrische Werk, gewissermaßen der harte Kern seines Oeuvres, fand bei fünf, sechs bedeutenden Verla-

boren

e

Georg von der Vring (1889-1968): Von den zahlreichen, meist historischen Romanen, die der am 30. Januar 1889 geborene Schriftsteller schrieb, ist sein bedeutender Antikriegsroman „Soldat Suhren“ (1927) bis heute am meisten in Erinnerung geblieben.

Foto: Ullstein



gen, die es sich finanziell leicht hätten leisten können, keine Gegenliebe.

Endlich scheint der Bann gebrochen. Gerade noch rechtzeitig zu Vrings hundertstem Geburtstag ist eine Ausgabe seiner sämtlichen veröffentlichten Gedichte erschienen, vermehrt um eine Auswahl aus dem umfangreichen Nachlaß.

Georg von der Vring: Die Gedichte

Herausgegeben von *Christiane Peter und Kristian Wachinger.*

Mit einem Nachwort
von *Christoph Meckel.*

*Langewiesche-Brandt Verlag,
Ebenhausen bei München 1989.
536 Seiten, 68 DM.*

Frohe Kunde also für Lyrikfreunde. Besonders für die Leser und Liebhaber der Vring'schen Dichtungen, die von einem literarischen Ereignis sprechen werden. Kompetente Kritiker müßten es eigentlich für ihre Pflicht halten, das verdienstvolle Wagnis eines Verlegers, der, ohne einen Stab von Angestellten, rund 750 Gedichten verlässlich ediert und für ein schönes Layout der Ausgabe gesorgt hat, voll ins Licht zu rücken.

Dieser Band enthält in chronologischer Folge neunzehn Lyrikbände. Den ersten Band mit dem Titel „Muscheln“ (und einer hauchzarten Vignette von Heinrich Vogeler-Worpswede) brachte der 24jährige 1913 im Selbstverlag heraus, bei einer Berliner Druckerei. Daß wir heute, nach mehr als 75 Jahren, die nie wieder nachgedruckten, unbeachtet verschollenen, frühesten Verse von der Vring's hier zu Gesicht bekommen, das allein ist schon eine Überraschung. Bereits in seinen Anfängen ist Vring liedhaft, leise, scheinbar mühelos leicht, ein durchaus nicht alltägliches Talent, bei dem sich eine scheue Melancholie und eine fast trockene Burshikosität die Waage halten.

*Und an meiner kühlen Wange
Spür ich einen warmen Mund.*

Ein Jahr zuvor, also 1912, und ebenfalls in Berlin, debütierte der drei Jahre ältere Gottfried Benn mit einer Handvoll Gedichte: „Morgue“. Damals kannten sie einander nicht, die beiden Junglyriker, konnten demnach nicht wissen, daß sie sich schon in ihren frühesten Versen als ausgesprochene Antipoden verhielten – was sie dann ein Leben lang blieben.

Christiane Peter und Kristian Wachinger, die Herausgeber, lassen sich in einem

kurzen editorischen Nachwort folgendermaßen vernehmen: „Viele Gedichte hat Georg von der Vring nacheinander in mehreren Büchern aufgenommen, meist unverändert, gelegentlich mit geringfügigen Änderungen der Interpunktion. In dieser Ausgabe steht jedes Gedicht an der Stelle und in der Gestalt des letzten Abdrucks.“ Das sieht dann leider so aus: Die erste Hälfte der chronologisch aneinandergereihten Gedichtbände besteht nicht aus aufeinanderfolgenden Gedichten, sondern aus Rubriken von Gedichttiteln und Verweisen (Seitenzahlen), die sporadisch von vollständigen Gedichten unterbrochen werden. Diese „Lösung“ ist nicht bloß ungeschickt und verwirrend, sie schadet auch dem Gesamteindruck.

Ab Seite 415 stehen dann die Gedichte so nebeneinander, wie man es von Gedichtbänden gewohnt ist. Hier geht es um etwa 150 Nachlaßgedichte. Da ich den gesamten Nachlaß kenne, bestätige ich den Herausgebern gern, daß ihre hier getroffene Auswahl so gut wie alles bietet, was Druckreife besitzt oder was gerade noch zum Druck geeignet erscheint. Verblüffend viele Manuskripte, die der dichterischen Selbstkritik nicht genügen oder die Vring nur in Zeitungen veröffentlichte, manchmal unter Pseudonymen, hat er dennoch in Schränken und Truhen aufbewahrt. Sogar einen kleinen Zyklus aus dem Jahr 1912! Und von Gedichten, die zwischen 1915 und 1917 notiert wurden, gibt es eine ganze Reihe. Eines, das aus dieser Reihe tanzt, ist das starkfarbige „Fragment“, das ich außerordentlich magisch und modern zugleich finde. Ansonsten läßt sich mit zahlreichen Nachlaßstücken belegen, daß Georg von der Vring schon während des Ersten Weltkriegs seinen ureigenen Tonfall und unnachahmlichen Klangzauber entwickelte – nicht, wie man bislang annahm, erst Ende der zwanziger Jahre.

Mindestens ein Gedicht aus dem Nachlaß wird man fortan neben den großen Gedichten des Georg von der Vring nennen, dessen bin ich mir sicher. Es sind die von einer tragischen, erschütternden Sachlichkeit zeugenden, sehr späten Verse der „Anweisung“: Hier antizipiert der 78jährige Dichter seinen Freitod. Allerletzte Handgriffe, Eindrücke vor dem Untertauchen, „bis in die schwärzeste Tiefe“. Dann der Schluß:

*Ein Braunschwanz kommt
Aus kleineren Höhlen und
Huscht in andre. Die Uhr
Tu zu der Brille. Zieh sie nicht auf –
Du brauchst nicht wissen,
In welcher Stunde
Der Schimmer des Eingangs
Kein Schimmer eines Ausgangs
Mehr ist.*